

Sachdokumentation:

Signatur: DS 2521

Permalink: www.sachdokumentation.ch/bestand/ds/2521



Nutzungsbestimmungen

Dieses elektronische Dokument wird vom Schweizerischen Sozialarchiv zur Verfügung gestellt. Es kann in der angebotenen Form für den Eigengebrauch reproduziert und genutzt werden (private Verwendung, inkl. Lehre und Forschung). Für das Einhalten der urheberrechtlichen Bestimmungen ist der/die Nutzer/in verantwortlich. Jede Verwendung muss mit einem Quellennachweis versehen sein.

Zitierweise für graue Literatur

Elektronische Broschüren und Flugschriften (DS) aus den Dossiers der Sachdokumentation des Sozialarchivs werden gemäss den üblichen Zitierrichtlinien für wissenschaftliche Literatur wenn möglich einzeln zitiert. Es ist jedoch sinnvoll, die verwendeten thematischen Dossiers ebenfalls zu zitieren. Anzugeben sind demnach die Signatur des einzelnen Dokuments sowie das zugehörige Dossier.



Newsletter vom 12. 4. 2020

Inhalt

Die Krise deckt es schonungslos auf: Lebendige Beziehungen sind für Kinder zentral.....	1
11.4.2020, Timotheus Bruderer	1
Nicht vom Korn allein	3
Journal21, 4.4.2020, Carl Bossard	3
Auf Dauer wird der Fernunterricht langweilig	5
NZZ 9.4.2020, Zürich und Region, Nils Pfändler, Linda Koponen	5
Trotz Corona: Wie Grosseltern ihren Enkeln bei den Hausaufgaben helfen können	7
Aargauerzeitung 3.4.2020, von Annika Bangerter, CH Media	7
«Eltern sollen nicht die Lehrperson spielen»	8
NZZ 28.3.2020, Zürich und Region, Interview Linda Kaponen	8
Corona – ein Albtraum auch für Jugendliche	10
NZZ 2.4.2020, Meinung und Debatte, Gastkommentar von Allan Guggenbühl	10
Enorme Heterogenität an der Heilpädagogischen Sonderschule	12
Condorcet Bildungsblog 31.3.2020, Riccardo Bonfranchi	12
Für Kinder mit Lernschwierigkeiten verschärfen sich die Nachteile: Helfen digitale Kleinklassen?	13
Aargauer Zeitung 28.3.2020, von Kari Kälin - CH Media	13
Braucht es den Nachteilsausgleich für Legastheniker?	15
Condorcet Bildungsblog, 29. März 2020, Felix Schmutz	15
Bildendes Lernen braucht Schule und Unterricht – Warum digitales Lernen auch in Krisenzeiten nur ein Notstopfen bleibt.....	18
Condorcet Bildungsblog 5.4.2020, Gastbeitrag von Jochen Krautz	18

Die Krise deckt es schonungslos auf: Lebendige Beziehungen sind für Kinder zentral

11.4.2020, Timotheus Bruderer

Geschätzte Leserinnen und Leser

Zu diesem Wochenende präsentieren wir Ihnen mit einer breiten und spannenden Palette von Artikeln zu den Bildungsthemen einen regelrechten, digitalen «Osterstrauss». ☺

Fernunterricht kann das Klassenzimmer nicht ersetzen

So sehr die Digitalisierung als Retter in der Not gepriesen wird, müssen nach mehreren Wochen Homeschooling auch hartgesottene Digitalisierungskämpfer zugeben, dass Lektionen über den Bildschirm nicht mit Schulstunden im Klassenzimmer verglichen werden können. Digitale Geräte können analoge Prozesse unterstützen, nicht aber



ersetzen. Apropos Homeschooling: Ironischerweise schweigen die Medien seit Ausbruch der Krise über die eigentlichen Homeschooler (Familien, die ihre Kinder zuhause selber unterrichten). Als Gewinner der Stunde hätten diese Eltern garantiert einige gute Tipps auf Lager, wie man Kinder auch ohne Laptop und Lernprogramme zu *bildendem* Lernen helfen und motivieren kann. Zum Beispiel, wie man Kinder zum Lesen begeistert. Über das grosse Lese-Defizit hatten ja kürzlich Marianne Wüthrich und Urs Kalberer an unserem letzten Anlass berichtet.

Zuhause, in der Schule, im sozialen Leben: Wie ein roter Faden taucht der Begriff «Beziehung» immer wieder in den Artikeln auf. Krisenzeiten wie diese machen uns neu bewusst, wie wichtig Beziehungen für uns Menschen sind. Immer wieder werde ich dadurch an den Vortrag von Carl Bossard letzten Herbst «Schulkinder suchen keinen Coach, sie wollen einen Häuptling» erinnert. Wobei die Zeitungen lieber das Bedürfnis der Schüler untereinander hervorheben als die Beziehung zur Lehrperson.

Not macht erfinderisch

Wer meint, Krisen bewirken nur Negatives, wird hier eines Besseren belehrt: Die Projekte «Enkelschule» und «Digitale Kleinklassen» zeigen, dass Krisen auch die Kreativität fördern können. Beim Projekt «Enkelschule» werden Schulkinder von ihren Grosseltern per täglichem Videoanruf im Schulstoff und den Hausaufgaben ganz praktisch unterstützt. Dies entlastet einerseits die Eltern, andererseits profitiert davon auch die ältere Generation. Im Fernunterricht hat es sich gezeigt, dass eine intensive Fernbetreuung von Kindern mit speziellem Förderbedarf die pädagogische Kapazität der Klassenlehrpersonen übersteigt. Was schon im schulischen Alltag eine Herausforderung ist und ohne Kleinklassen mehr schlecht als recht gelingt, geht im Fernunterricht gar nicht mehr. Als rettende Idee kommt jetzt der Vorschlag, dass jede Heilpädagogin ihre Förderschüler in Kleingruppen digital unterrichten könnte (digitale Kleinklassen). Das brächte den Klassenlehrpersonen eine grosse Entlastung und hätte den Vorteil, dass Eltern sich direkt an die Heilpädagoginnen wenden könnten. Unser Vereinsmitglied Marc Bourgeois hat diesen Vorschlag aufgegriffen und im Kantonsrat als Vorstoss eingereicht.

Die Bedeutung des familiären Umfelds rückt stärker ins Bewusstsein

Während der soziale Aspekt der Schule in den vorliegenden Artikeln hochgehalten wird, so wird uns gleichzeitig ein düsteres Bild über das familiäre Umfeld gemalt. Doch wenn die ständige Nähe der Eltern zu Konflikten führt, das Zuhause den Schulkindern eine innere Leere hervorruft und sie gar in Depressionen fallen lässt, sollte uns das ernsthaft beunruhigen. Die Schule kann weder die fehlende Geborgenheit zwischen Eltern und Kindern ersetzen noch das soziale Desaster von Zuhause ausgleichen. Kinder sollten primär zur Schule gehen, um mit Freude und Neugier zu lernen, nicht um nicht zuhause sein zu müssen.

Eine gesunde und ausgewogene Beziehung zuhause führt auch zu Ausgeglichenheit in der Schule, an der Arbeit und im sozialen Umfeld. Hier wäre dann auch schon der Bogen zum wichtigsten Fest der Christenheit gespannt, das wir dieses Wochenende feiern. Denn die Essenz von Karfreitag und Ostern liegt in der Beziehung auf der vertikalen Ebene. Erst, wenn diese funktioniert, können die Beziehungen auch auf horizontaler Ebene gelingen. Die gute Nachricht: Ostern ist vollbracht! Nun liegt es an jedem Einzelnen, diese Chance für sich und seine Familie zu nutzen.

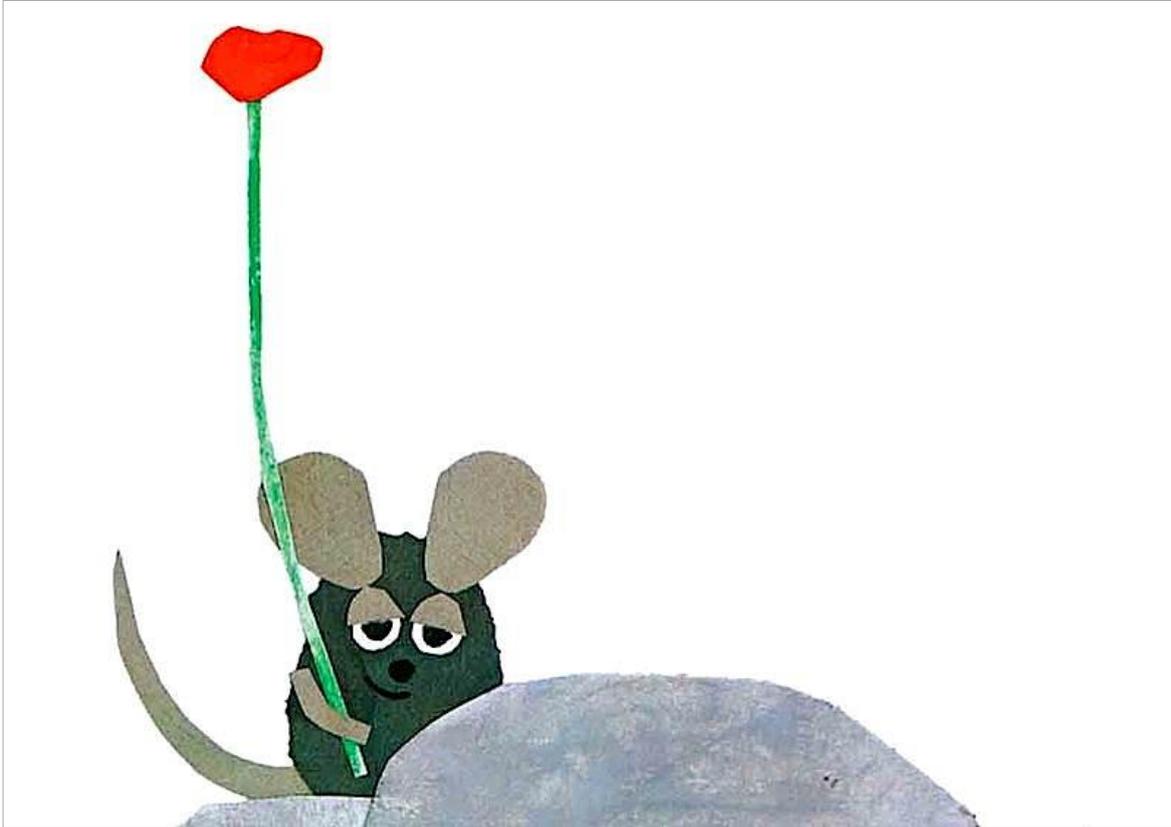
In diesem Sinne wünsche ich Ihnen allen eine spannende Lektüre, gute Gesundheit und ein frohes und besinnliches Osterfest!

Timotheus Bruderer, Präsident Starke Volksschule Zürich

Nicht vom Korn allein

Journal21, 4.4.2020, Carl Bossard

Bei sich sein und zu Hause – das müssen zurzeit viele. Die Corona-Krise zwingt dazu. Bildung helfe, so Rüdiger Safranski, es bei sich auszuhalten. Auf Spurensuche in einem Bilderbuch.



Frederick, aus: Leo Leonnis Bilderbuch mit dem gleichnamigen Titel

Bildung ist mehr als ein Ensemble überprüfbarer und situativ anwendbarer Kompetenzen. Sie ist nicht nur Ausbildung im funktionalistischen Sinne, die notwendig und für alle wichtig ist. Das steht ausser Zweifel; niemand bestreitet es, schreibt der Philosoph und Schriftsteller Rüdiger Safranski. Und vieldeutig fügt er bei: Aber „wenn es mal still wird, muss man vermeiden, dass das Nichts aus einem emporsteigt.“¹

Die Begegnung mit sich selbst

Das Nichts: ein wuchtiges Wort. Safranski nimmt es bewusst in den Mund. Niemandem soll es so ergehen wie jenem Berliner, der auf den Appell: „Mensch, geh in dir!“ frei heraus antwortet: „War ik schon, is och nischt los!“

Begegnung mit sich selbst, so Safranski, dürfe nicht zur Begegnung mit dem Nichts werden. Diesem Nichts widersteht man mit Vorräten, Notvorräten. Darum braucht es sie, diese Vorräte. Für Krankheiten, Krisen, Kriege. Doch im Zuge des Globalen und jederzeit Verfügbaren wurden viele Depots abgebaut, Lager geräumt, Magazine geleert. Wer hingegen für die alte Devise „Kluger Rat – Notvorrat“ plädierte, wurde im besten Fall milde belächelt, meist aber als antiquiert diffamiert oder als Pessimist etikettiert. Dabei ist der Slogan unerwartet aktuell. Die Hamsterkäufe zeigen es.

¹ Rüdiger Safranski: Klassiker! Ein Gespräch über Literatur und das Leben mit Michael Krüger und Martin Meyer. München: Carl Hanser Verlag, S. 89, 2019.



Auch immaterielle Vorräte

Neben den materiellen Ressourcen gibt es auch geistige, ideelle Vorräte. Darauf verweist Safranski und daran erinnert die Geschichte der kleinen grauen Maus Frederick von Leo Leonni.² Die Feldmaus Frederick lebt mit ihrer Familie in einer alten Steinmauer am Rande einer Wiese. Die Bauern sind weggezogen, Scheune und Kornspeicher stehen leer.

Der Winter naht. Die Mäuse arbeiten Tag und Nacht. Alle – bis auf Frederick. „Warum arbeitest du nicht?“, foppen sie ihn. „Ich arbeite doch“, sagt Frederick, „ich sammle Sonnenstrahlen für die kalten, dunklen Wintertage.“ Und als die Mäusekollegen ihn so dasitzen sehen, spotten sie: „Und nun, Frederick, was machst du jetzt?“ „Ich sammle Farben“, sagt er nur, „denn der Winter ist grau.“ Und einmal sieht es so aus, als sei Frederick halb eingeschlafen. „Träumst du, Frederick?“, hänseln sie ihn vorwurfsvoll. „Aber nein!“, widerspricht er, „ich sammle Wörter. Es gibt viele lange Wintertage – und dann wissen wir nicht mehr, worüber wir sprechen sollen.“

Sonnenstrahlen, Farben, Wörter

Der Winter kommt; die fünf Mäuse ziehen sich in ihr Versteck zurück. Es ist dunkel und die Kälte verkriecht sich zwischen die Steine. Die Vorräte sind bald aufgeknabbert, an Nüsse und Körner können sie sich kaum noch erinnern. Mut und Zuversicht verflüchtigen sich. Keine Maus will sich mehr räuspern. Jede ist mit sich allein, sozusagen auf sich selbst zurückgeworfen.

Da erinnern sich die Mäuse, wie Frederick von Sonnenstrahlen, Wörtern, Farben fabuliert und fantasiert hat. „Frederick!“, rufen sie, „Was machen deine Vorräte?“ Da kommt Frederick und erzählt von seinen Träumen: Wie schön die Sonne ist! Die Farben! Die Musik!

Ideelle Ressourcen

Frederick plaudert von der Sonne; er berichtet von blauen Kornblumen und roten Mohnblumen im gelben Kornfeld und von grünen Blättern am Beerenbusch. Die gesammelten Sonnenstrahlen erwärmen das kalte Mäusenest; die hellen Farben nehmen dem Winter das dunkle Grau, und die farbigen Worte erheitern das Gemüt. Die Mäuse schöpfen wieder Mut; Zuversicht belebt sie. Einfache Bilder generieren Kraft.

Wir brauchen Fredericks

Von dieser bereichernden Kraft spricht auch Safranski, wenn er von Bildung erzählt und von Literatur und beifügt: Sie „ist also überhaupt das, was es einem erlaubt, es bei sich auszuhalten“.³ Darum, so fährt er weiter, müssten die Leute das Gefühl haben, dass sie sich selber schadeten, wenn sie das Angebot ausschlugen. Ganz ähnlich heisst es über das kleine Mäuse-Bilderbuch: „Kunst und Kultur braucht man zum Leben, sonst kann man nicht überleben. Das ist Frederick.“

Frederik hat für den Winter Sonnenstrahlen, Farben und Wörter gesammelt, die Träume also und die Hoffnungen. Auch unsere Zeit braucht Fredericks. Viele Fredericks.

² Leo Leonni: Frederick. Weinheim & Basel: Beltz & Gelberg, (1967/2003).

³ Safranski, a.a.O., S. 88.



Auf Dauer wird der Fernunterricht langweilig

NZZ 9.4.2020, Zürich und Region, Nils Pfändler, Linda Koponen

Nach drei Wochen Home-Schooling offenbaren sich an der Primarschule Juch in Zumikon die Vor- und Nachteile des virtuellen Lernens

Vom Bildschirm blicken Alexandra Dünner 17 Kindergesichter entgegen. Ihre Klasse hat sich im virtuellen Schulzimmer versammelt. Hinter den Schülerinnen und Schülern sind Bücherregale, Küchenschränke, Plüschtiere und Fotos zu sehen. «Guten Morgen», beginnt die Lehrerin die virtuelle Schulstunde. «Guten Morgen», hallt ein Chor von Kinderstimmen aus dem Lautsprecher zurück.

Dünner und ihre Co-Lehrerin Monika O'Doherty spielen für ein Geburtstagskind einen kurzen Zeichentrickfilm ab. Die Wiedergabe will nicht ganz klappen, es ruckelt und das «Happy Birthday» ist nur bruchstückhaft zu hören. Trotzdem strahlt das Mädchen bis über beide Ohren. «Ich weiss nicht, wie viel ihr gesehen habt», sagt Dünner und lacht. «Wir können es später ja noch mit Singen probieren.» Kurz darauf erklärt sie der Klasse die nächsten Übungen: Schweizer Geografie und Grammatik stehen auf dem Stundenplan. Die Kantone und ihre Hauptorte werden mit Online-Spielen geübt, Verben auf Aufgabenblättern konjugiert. «Setzt das Wort «schwimmen» in alle Zeitformen», sagt die Lehrerin und schiebt nach: «Futur heisst Zukunft.»

Seit drei Wochen sind die Schulen landesweit geschlossen. Innert kürzester Zeit mussten die Lehrerinnen und Lehrer ihren Unterricht auf Home-Schooling umstellen. An der Primarschule Juch in Zumikon können die Kinder an einem Tag pro Woche ins Klassenzimmer kommen, um Materialien abzuholen und sich kurz mit den Lehrern auszutauschen. Doch immer weniger erscheinen am sogenannten Kontakttag in der Schule. Vielen Eltern ist das Ansteckungsrisiko zu hoch. Dünner und O'Doherty haben deshalb einen täglichen Videochat eingeführt. Aufmerksam folgen die Kinder vierzig Minuten lang den Anweisungen ihrer Lehrerinnen. Die Mikrofone aller Schüler sind stumm geschaltet. Nur wer aufstreckt und an die Reihe kommt, darf sprechen. Es ist stiller als in jedem Klassenzimmer.

Soziale Kontakte motivieren

Die Kinder haben sich erstaunlich schnell an die neuen Unterrichtsformen gewöhnt. Die Lehrerinnen und die Eltern bestätigen den Eindruck. Matthias Obrist, der Leiter des Schulpsychologischen Dienstes der Stadt Zürich, sagt: «Kinder sind sehr anpassungsfähig.» Wie sie auf die neue Situation reagierten, sei dennoch sehr individuell und vom Entwicklungsstand und von der Persönlichkeit abhängig. Wer etwa über weniger Selbstdisziplin verfüge, habe es schwerer. Andere könnten von der Umgebung zu Hause sogar profitieren. Weniger Ablenkung, ein klarer Fokus und die Möglichkeit, sich eine Erklärung noch einmal anzuhören, wenn man sie nicht verstanden hat – der digitale Unterricht hat laut Obrist auch Vorteile.

Eine Herausforderung sieht der Psychologe derzeit in der Aufrechterhaltung der sozialen Kontakte. «Man darf nicht vergessen, dass Kinder vor allem zur Schule gehen, um andere Kinder zu treffen – daraus schöpfen sie die Motivation zum Lernen.» Interaktionen zwischen den Kindern und der Lehrerin, aber auch unter den Schülern seien daher wichtig – sei es nur auf dem digitalen Wege.

Für den 11-jährigen Finn sei das tägliche Klassentreffen am Bildschirm eine willkommene Abwechslung, sagt seine Mutter Nicole Lwin. «Das virtuelle Zusammenkommen ist ihm sehr wichtig.» Der Fernunterricht habe die Selbständigkeit ihres Sohnes bereits jetzt merklich gefördert. Weil nicht nur der Schulweg, sondern auch die Hip-Hop-Stunden und die Pfadi ausfielen, fehle es ihm aber an Bewegung.



Vor ähnlichen Problemen steht auch die 12-jährige Bibiane. «Der soziale Austausch fehlt», sagt ihr Vater Charles Falck. In der Bewegungsfreiheit eingeschränkt zu sein, zehre nun mehr an den Nerven als noch in der ersten Woche nach der Schulschliessung. «Da sind Kinder nicht anders als Erwachsene», sagt Falck, der selber im Home-Office arbeitet.

Schwierig ist die Situation insbesondere für Kinder aus belasteten Familien. Psychische Erkrankungen der Eltern, Suchtproblematiken oder häusliche Gewalt könnten sich in der Stresssituation zuspitzen, sagt der Psychologe Obrist. «Kindern, für welche die Schule ein verlässlicher Ort mit klaren Regeln und Abläufen ist, fehlt nun dieser «safe space».» Die Anfragen beim Schulpsychologischen Dienst hätten derweil abgenommen – viele Familien seien vollauf damit beschäftigt, sich selbst zu organisieren. «Es ist zu ruhig.»

Um zu verhindern, dass Familien komplett vom Radar verschwinden, seien die Lehrerinnen und Lehrer, aber auch die Schulsozialarbeiter gefragt. «Wichtig ist es, den Kontakt zu gefährdeten Familien nicht zu verlieren.» Die Schulpsychologen rufen daher vermehrt einzelne Familien an und bieten Unterstützung an. Niederschwellige Hilfsangebote findet man auch im Internet. So hat etwa das Amt für Jugend und Berufsberatung sein Online-Magazin mit Tipps zum Familienalltag in Zeiten der Corona-Epidemie ausgebaut. Zudem bieten die kantonalen Kinder- und Jugendhilfezentren kostenlose Online- und Telefonberatungen an.

Schwieriger Start

Die Mutter des 11-jährigen Liam, Chantal Rathert, hilft nicht nur ihrem Sohn beim Fernunterricht, sondern auch dem ein Jahr älteren Ahmed. Dessen Eltern haben aufgrund mangelnder Deutschkenntnisse Mühe, ihn zu unterstützen. In den ersten Tagen habe es viel Zeit gebraucht, um sich in der Situation zurechtzufinden, Sachen zu ordnen und Abläufe zu organisieren, sagt Rathert. «Wir mussten alle unsere Rolle finden. Aber jetzt haben wir es im Griff.» Sie schätzt die Unterstützung der Schule, besonders die virtuellen Schulstunden seien hilfreich. «Es tut den Kindern gut, wenn sie sich wenigstens auf dem Bildschirm sehen.»

Auch für sie als Lehrerin mache die virtuelle Schulstunde vieles einfacher, sagt Alexandra Dünner. «Es ist wichtig, dass wir die Kinder sehen und sie uns direkt Fragen stellen können.» Trotzdem seien die vierzigminütigen Lektionen nicht mit Schulstunden im Klassenzimmer vergleichbar. Kooperatives Lernen und gemeinsame Arbeitssequenzen sind schwierig umzusetzen. Vor allem fällt aber der spontane Austausch im Klassenzimmer weg.

Der Start sei zudem alles andere als einfach gewesen, sagt Dünner. In der ersten Woche habe sie mehr Zeit mit IT-Support als mit Unterrichtsvorbereitungen verbracht. Nach diesen Anfangsschwierigkeiten funktioniere der virtuelle Unterricht nun aber ohne grössere Probleme. Mittlerweile schaffen es fast alle Kinder, sich selbständig einzuloggen. Die grosse Frage sei, wie lange der Ausnahmezustand noch anhalte. «Für eine gewisse Zeit ist das okay», sagt Dünner. «Auf die Dauer macht der Fernunterricht die Schule aber deutlich langweiliger.»

Ähnliches sagt der Schulpsychologe Matthias Obrist. Am Anfang von Home-Schooling sei alles noch neu und spannend. Mit der Zeit werde es aber immer schwieriger, die Konzentration aufrechtzuerhalten. Die Krise bezeichnet er als ein «soziales Experiment, das Ungewissheiten birgt, aber auch Chancen bietet». Beim digitalen Unterricht etwa hätten sowohl die Schulen als auch die Familien einen riesigen Sprung vorwärts gemacht. Auch Obrist verweist auf den Zeitfaktor: «Die Lernstrategien verschwinden nicht in zwei oder drei Wochen, sollte der Schulstopp jedoch bis zum Sommer anhalten, wird man entsprechende Massnahmen treffen müssen», ist er überzeugt.

Im Kanton Zürich stehen nun aber erst einmal die Frühlingsferien an. Werden sie den



gerade erst erreichten Fernunterrichtsrhythmus wieder über den Haufen werfen? Nicht zwangsläufig, findet Obrist. Für gewisse Eltern sei die Pause gar eine Entlastung, und auch die Lehrpersonen hätten eine Verschnaufpause verdient. «Sie bietet auch eine Möglichkeit, zu bilanzieren, was bisher gut geklappt hat und was man verbessern könnte.»

Trotz Corona: Wie Grosseltern ihren Enkeln bei den Hausaufgaben helfen können

Aargauerzeitung 3.4.2020, von Annika Bangerter, CH Media

Anne (70) unterstützt Ronja (9) jeden Tag online beim Schulstoff. Daraus entsteht das Projekt «Enkelschule».

Zwischen Anne und Ronja liegen 50 Kilometer Distanz. Und das Coronavirus. Die 70- und 9-Jährige dürfen sich momentan nicht treffen. Dennoch beugen sie sich jeden Tag gemeinsam über die Hausaufgaben der Drittklässlerin. Jede vor ihrem Computer, verbunden durch einen Videoanruf.

Seit knapp zwei Wochen ist Rentnerin Anne zuständig für das coronabedingte Home-schooling ihrer Grossnichte Ronja. Gemeinsam üben sie Multiplikationen mit Zehnerzahlen oder besprechen die Tagebucheinträge, die Ronja für die Schule schreiben muss.

Nicht nur die Schülerin profitiert vom Unterricht

Jeden Nachmittag diskutieren und sehen sie sich im virtuellen Raum. Unter der Woche lösen sie die Aufgaben der Schule, am Sonntag lehrt Anne ihrer Grossnichte aus der Ferne das Nähen. Der erste Jupe ist schon fast fertig. Vor der Coronakrise hatten Anne und Ronja eher wenig Kontakt. Es ist die Pandemie, die ihre Beziehung vertieft.

Die Rentnerin hat keinen pädagogischen Hintergrund. Das sei auch nicht nötig, um Ronja zu helfen, sagt sie. Weitaus wichtiger als den Schulstoff erlebt sie den regelmässigen Austausch: «Ronja bekommt zwei Stunden pro Tag ungeteilte Aufmerksamkeit von mir. Das entlastet die ganze Familie.»

Nicht nur die Drittklässlerin und deren Eltern profitieren, sondern auch Anne. Im Alter von 70 Jahren gehört sie zur Risikogruppe. Sie ist gezwungen, zu Hause zu bleiben. Eine Situation, die ihre Freude selbst an jenen Dingen dämpfte, die ihr eigentlich Spass bereiten. Seitdem sie Ronja beim Schulstoff helfe, sei sie viel besser «zwäg», sagt Anne: «Das Coronavirus ist nicht mehr omnipräsent in meinem Denken. Und ich fühle mich lebendiger.»

Die «Enkelschule» hilft bei technischen Fragen

Die Idee für die Hausaufgabenhilfe ist spontan entstanden, bei einem Telefonat mit der Nichte. Der Sohn von Anne richtete die nötige Technik dafür ein und erklärte diese. Damit andere Seniorinnen und Senioren an der Technik nicht scheitern, hat Anne das Projekt «Enkelschule» angestossen.

Auf dieser Website findet sich eine Übersicht von Anbietern von Videokommunikation. Auch eine Anleitung zur Installation der Software «Whereby» ist aufgeschaltet. «Sie ist kostenlos und sehr einfach zu bedienen», sagt Urs Baumann, Projektleiter von «Enkelschule». Vor seiner Pensionierung hat er sich im Bildungsbereich mit digitalen Tools auseinandergesetzt.

Falls die Technik dennoch ihre Tücken zeigt, bietet «Enkelschule» telefonische Unterstützung. Die entsprechende Helpline wird in den nächsten Tagen freigeschaltet. Das Projekt



soll die Epidemie überdauern. Eine Möglichkeit sieht Baumann in der Vernetzung von Senioren mit Kindern aus sozial schwächeren Familien.

Für Ronja beginnen bald die Frühlingsferien. Das gemeinsame Lernen setzen Grosstante und Grossnichte auch in der schulfreien Zeit fort. Eine Idee ist, zusammen Bücher zu lesen. Sobald der Jupe fertig genäht ist, möchte Ronja mit Hilfe von Anne zudem noch ein Jäckchen schneiden.

«Eltern sollen nicht die Lehrperson spielen»

NZZ 28.3.2020, Zürich und Region, Interview Linda Kaponen

Bildungsexperte Urs Moser warnt vor zu hohen Erwartungen

Herr Moser, im Interview mit der NZZ hat die oberste Zürcher Schulleiterin, Sarah Knüsel, in Aussicht gestellt, dass alle Schüler wegen der Corona-Krise das Jahr wiederholen müssen. Was halten Sie von dieser Einschätzung?

Ich sehe das nicht so pessimistisch. Auch wenn die Schulschliessung bis zu den Sommerferien andauern würde, wäre das nicht die absolute Katastrophe. Die Schule findet ja trotzdem statt – einfach mit neuen Unterrichtsformen. Es ist nicht so, dass die Kinder nichts lernen. Finanziell und organisatorisch wäre es zudem unmöglich, einen ganzen Jahrgang nochmals zu unterrichten. Das ist keine praktikable Lösung.

Die Schüler werden den verpassten Schulstoff also nachholen?

Das ist schwierig zu beantworten, weil wir nicht wissen, wie wirksam der Fernunterricht in dieser Situation ist. Meist werden Befürchtungen aufgrund der Sommerlochstudien geäussert. Diese zeigen, dass die Kinder während der Sommerferien eher Inhalte vergessen, als etwas dazu zu lernen. Die jetzige Situation ist jedoch anders – wir haben keine Ferien. Klar ist dennoch, dass wir die Ansprüche revidieren müssen. Wir können nicht mehr überall das Maximum fordern, wenn während eines Viertels des Schuljahres der Unterricht unter erschwerten Bedingungen stattfindet. Da braucht es Flexibilität. Ich bin jedoch überzeugt, dass der Grossteil der Schülerinnen und Schüler auch von dieser Situation profitieren kann.

Einige Schulgemeinden, darunter auch die Stadt Zürich, haben die Devise herausgegeben, dass nur Zusatzstoff vermittelt und Vertiefung betrieben werden soll. Je länger die Schulschliessung andauert, desto grösser wird die Lücke.

Repetition ist – vor allem kurzfristig gesehen – auf jeder Stufe sinnvoll, weil weniger Input notwendig ist. Was möglich ist, hängt vor allem auch von den Kommunikationsmöglichkeiten der Schulen ab. Ich habe vor wenigen Tagen ein Beispiel von einem virtuellen Klassenzimmer gesehen und war beeindruckt. Alle Schüler waren auf dem Bildschirm angeordnet, und die Lehrerin sprach mit ihnen wie im Präsenzunterricht. Ob man neuen Stoff vermitteln kann, hängt auch stark vom Alter der Kinder ab. Ältere Schüler können generell besser selbständig lernen und über den Bildschirm kommunizieren. Am Gymnasium ist Fernunterricht weniger ein Problem, und dort würde ich nicht ausschliessen, dass man auch neue Themen behandeln kann. Bei den Jüngeren ist es deutlich schwieriger.

Sie sagen also, dass man sich vom Lehrplan lösen sollte.

Es gilt Druck und Stress zu vermeiden. Viele Eltern sind durch die neue Situation genug gefordert. Wenn sie das Gefühl erhalten, sie müssten zu Hause auch noch die Rolle der Lehrperson übernehmen, weil der Lehrplan strikt eingehalten werden soll, kann das kontraproduktiv wirken und zu unnötigen Spannungen in den Familien führen. Das zeigt



auch die Forschung zu Hausaufgaben. Die Eltern sollen emotionale Unterstützung bieten, das Gespräch suchen, aber nicht die Lehrperson spielen – auch weil sie fachlich und didaktisch überfordert sind. Unterstützen heisst, sich nicht in den selbständigen Lernprozess einzumischen. Wenn der Druck zu gross wird, können Mütter und Väter ihre Funktion falsch interpretieren.

Wie soll der Unterricht stattdessen aussehen?

Die Krise ist auch eine Chance – nicht nur für die Digitalisierung an den Schulen. Jetzt ist eine gute Gelegenheit, fächerübergreifende Kompetenzen wie Selbständigkeit zu fördern. Die Kinder müssen zu Hause das Lernen planen, organisieren und auch das Lernergebnis überprüfen. Diese Zeit könnte vielleicht auch dazu genutzt werden, Kinder zum Lesen zu bringen. Hier haben wir bekanntlich grosse Defizite. Keinesfalls sollte man nur die fachlichen Ziele im Auge haben. Man muss hier alternativ denken. Statt nach Plan im Mathematikbuch fortzufahren, können die Schüler zu Hause auch Experimente machen, Recherchen durchführen oder kleinere Projekte starten.

Muss man letztlich gewisse Inhalte vom Lehrplan streichen?

Das ist eine bildungspolitische Frage, die man aushandeln muss. Klar ist, dass auch hier Flexibilität gefragt ist.

Es gibt Stimmen, die nach «zeugnisfesten» Lernkontrollen verlangen. Das Volksschulamt hingegen weist die Schulen an, zumindest vorerst auf Noten zu verzichten. Was halten Sie für sinnvoll?

Lernen ohne qualitativ differenziertes Feedback funktioniert nicht. Es reicht nicht, zu prüfen, ob das Kind seine Aufträge erfüllt hat. Auch in dieser Phase ist die Überprüfung des Lernerfolgs wichtig. Schüler, die ihre Fähigkeiten einschätzen können, sind besonders erfolgreich. Lernkontrollen und die Beurteilung des Lernerfolgs in einem Zeugnis sind jedoch zwei unterschiedliche Dinge. Das Problem an der jetzigen Situation ist, dass man die Lehr- und Lernbedingungen nicht vergleichen kann. Sie unterscheiden sich zwischen den einzelnen Schulen, Klassen und Familien. Es ist auch noch nicht klar, was von den Schülern verlangt wird. In dieser Zeit Noten zu verteilen, wäre daher problematisch.

Wie kann man ohne Noten entscheiden, welche Schüler in die nächste Klasse versetzt werden und welche nicht?

Entscheidend ist der Lernfortschritt im ganzen Jahr. Eine Beurteilung ist auch möglich, ohne das letzte Quartal zu berücksichtigen.

Die Bildungsdirektion hat sich bereits dafür entschieden, dass alle Mittelschüler mit dem Promotionsstand vom Herbstsemester in die nächste Klasse übertreten dürfen. Wenn es ohnehin nicht zählt, sinkt dann nicht die Motivation der Schüler und Eltern?

Zum einen lernen die Schüler nicht nur für die Promotion, und zum andern kann die jetzige Form des Unterrichts auch motivierend sein.

Trotzdem wird der Graben zwischen den guten Schülern aus bildungsnahen Haushalten und jenen aus weniger privilegierten Verhältnissen anwachsen. Müssen wir uns vom Prinzip der Chancengleichheit verabschieden?

Die Frage, was wir mit den Kindern aus sozial benachteiligten Familien machen, die jetzt unter noch ungünstigeren Bedingungen sehr viel leisten müssen, ist die grösste Herausforderung. Sommerlochstudien zeigen, dass die Schere zwischen den Kindern unterschiedlicher Herkunft grösser wird, je länger die Ferien andauern. Die Schule ist eine Institution, die trotz aller Kritik auch im Kanton Zürich ausgleichend wirkt. Ich würde deshalb nicht so weit gehen zu sagen, dass der Fernunterricht ein Übel für die Chancengleichheit ist. Vergessen wir nicht, dass Unterricht immer noch stattfindet. Förderlehrer und Heilpädagogen, die sich gerade den schwächeren Schülern annehmen, können hier Gegensteuer geben. Ich nehme hier ein grosses Engagement wahr.

***Eine Idee, die im Raum steht, sind digitale Kleinklassen für Schülerinnen und Schüler mit besonderem Förderbedarf. Kann das funktionieren?***

Wenn dadurch die Kommunikation und die Beziehung zu den Schülern gestärkt werden kann, ist das eine gute Sache. Vor allem für Kinder, die von zu Hause nur wenig Unterstützung erhalten. Damit alle Schüler profitieren, muss auch beim Fernunterricht eine Differenzierung stattfinden. Die Lehrer sind darauf vorbereitet, denn die Bedürfnisse der Familien für Unterstützung sind schon im regulären Schulalltag unterschiedlich. Die Schule muss sich auch in der Krise nach allen Kindern ausrichten. Für alle ist es zentral, dass die Beziehung zum Lehrer aufrechterhalten bleibt.

Die Primarschule in Zumikon hat Kontakttage eingeführt, an denen die Schüler gestaffelt zur Schule kommen und die Lehrperson treffen. Was halten Sie von diesem Ansatz?

Das ist ein sehr gutes Modell, wenn man die nötige Distanz wahren kann und die vorgeschriebene Gruppengrösse einhält. Der Kontakt ist enorm wichtig, auch zwischen den Schülerinnen und Schülern. Digitaler Unterricht kann den direkten Kontakt nicht ersetzen. Wenn die Schüler diesen verlieren, droht ihre Motivation und Leistungsbereitschaft abzunehmen. Sie müssen wissen, dass sich jemand um sie kümmert.

Welche Faktoren sind aus Ihrer Sicht neben dem Kontakt entscheidend dafür, dass der Fernunterricht funktioniert?

Man kann auf unterschiedliche Arten erfolgreich sein. Eines der grössten Probleme ist sicherlich der Arbeitsplatz. Nicht alle Familien können sich diesen gleich einfach einrichten. Die Gefahr der Ablenkung ist grösser, wenn auf kleinem Raum mehrere Kinder sind. Man kann aber auch an einem Küchentisch erfolgreich sein, wenn alle wissen, was sie zu tun haben. Am wichtigsten ist, dass das Lernen zielorientiert und strukturiert ist. Ohne Ziele und Tagesplan kann man in dieser Situation kaum lernen. Die Klarheit der Aufträge ist gefragt, genau wie im Unterricht. Die Kinder müssen wissen, wo sie hin wollen, wie sie dorthin kommen und ob sie das Ziel erreicht haben. Es muss allen bewusst sein: Schule findet statt.

Corona – ein Albtraum auch für Jugendliche

NZZ 2.4.2020, Meinung und Debatte, Gastkommentar von Allan Guggenbühl

Viele Jugendliche bekunden grosse Mühe mit der verordneten Isolation. Ihre Emotionskontrolle ist noch unausgereift. Gastkommentar von Allan Guggenbühl

Schulfrei bis zu den Sommerferien! Von einer solcher Mitteilung mag mancher Leser in der Jugend geträumt haben. Ausschlafen, Musik hören und den Tag so verbringen, wie es einem passt. Die spontane Reaktion vieler Jugendlicher beim Ausbruch der Corona-Krise war ähnlich: Chillen, Chatten, Gamen, Ausschlafen, Netflix-Binge stehe nun auf dem Programm. Natürlich wüssten sie, dass der Unterricht nun digital und über Spezialaufgaben durchgeführt werde, doch die Eltern habe man im Griff, und die Lehrpersonen könne man austricksen.

Inzwischen hat die Realität die Jugendlichen eingeholt. Für viele wurde die schulfreie Zeit zu einer riesigen Herausforderung oder gar zu einem Albtraum. Obwohl die Lehrpersonen dank der Digitalisierung, Kontakttagen und speziellen Präparationen grosse Anstrengungen unternehmen, weiterhin zu unterrichten, sind die Jugendlichen mit der neuen Situation überfordert. Die Nähe zu den Eltern führt zu Konflikten. Man ist ihnen ausgeliefert. Das Streben nach Unabhängigkeit und einer eigenen Identität wird blockiert. Der mütterlichen



Fürsorge kann man nur durch Rückzug ins eigene Zimmer entfliehen, und das Herumtiggern des Vaters regt einen auf.

Andere Jugendliche setzen die Eltern als Hilfskräfte bei den Schulaufgaben ein, provozieren regelmässig Streite, um ihre Frustrationen abzureagieren. Familiäre Konflikte eskalieren, Gewalt droht. Wieder andere Jugendliche kompensieren ihre Unsicherheit durch eine unnatürliche Beflissenheit, wenn es um die Aufgaben der Schule geht, und nicht wenige verfallen in eine Depression. Zweifel an sich selber brechen auf, und Komplexe werden aktiviert. Sie beginnen am Sinn des Lebens zu zweifeln und wissen nicht weiter.

Die meisten Jugendlichen verfügen nicht über die Fähigkeit zur Selbstdisziplinierung, um die verordnete Isolation ruhig zu ertragen. Ihre Emotionskontrolle ist noch nicht ausgereift, Anweisungen der Erwachsenen begegnen sie mit Skepsis, und ausserdem wäre eine gewisse Distanz zu den Eltern angesagt. Die Begründungen der politischen Akteure erreichen nicht alle, und alternative Erklärungen werden attraktiv: Die Corona-Krise sei bewusst von den Chinesen ausgelöst worden, um die Weltherrschaft zu übernehmen. Die Isolation widerspricht den Bedürfnissen ihrer Entwicklungsphase. – Die Schule leistet Grossartiges, um das Lernprogramm digital weiterzuführen. Die Schule hat für Jugendliche jedoch auch Funktionen, die nichts mit dem Lernen zu tun haben. Aus ihrer subjektiven Warte sind Stoffvermittlung und Lernen sekundär. Sie sehen in der Schule vor allem einen Raum, wo man gleichaltrige Kollegen und Kolleginnen trifft und Eigenständigkeit probt. Man kann mit den Mitschülern News austauschen, klatschen, flirten, blödeln, über Lehrpersonen und Eltern lästern oder einfach zusammen sein. Jugendliche erfahren sich als soziale Wesen, können experimentieren und neue Kontakte knüpfen. Unter dem Radar der Erwachsenen werden Gegenwelten inszeniert, die für die eigene Identitätsentwicklung wichtig sind. Die Lehrpersonen bleiben wichtige Akteure. Oft repräsentieren sie einen Gegenpol zur eigenen Haltung. Ihr persönlicher Einsatz und ihre Aufregung dienen als Orientierungshilfe. Lehrpersonen haben sich jedoch auf den Unterricht zu konzentrieren, auch wenn sie realisieren, dass diese emotionalen Prozesse und persönliche Begegnungen entscheidend für eine erfolgreiche Schule sind.

Diese Bedeutung der Schule verhilft vielen Jugendlichen zu emotionaler Stabilität. Die Nähe zu den Eltern ist ertragbar, weil man sich zwischendurch abmelden und den sozialen Dynamiken und Kontakten der Schule widmen kann. Aspirationen werden ausgelebt, Interessen verfolgt, Trends wird nachgegangen, und eigene Grenzen werden getestet. Die Schule ist für Jugendliche eine Arena, wo man sich individuieren darf, ohne dass Erwachsene dreinreden. Wenn diese entfällt, dann droht eine innere Leere, die sich auf die psychische Befindlichkeit auswirkt. Depressive Reaktionen, Familienkonflikte und sogar Gewalt können die Folge sein.

Online-Lernen und -Kontakte sind Überbrückungshilfen, doch sie genügen nicht, um diese schwierige Zeit durchzustehen. Jugendliche müssen auch in ihrer Psycho-Emotionalität abgeholt werden. Eine Möglichkeit ist der systematische Einsatz von Geschichten über Grunderfahrungen und Dilemmas des Lebens. Es kann sich um persönliche Berichte der Eltern oder Fremdgeschichten handeln, die im Familienkreis erzählt werden, oder eine fortlaufende Online-Geschichte, wie es im Projekt «Kinder helfen Kindern über Geschichten» gemacht wird. Jugendliche brauchen auch weiterhin Tätigkeiten, damit sie sich ausserhalb der Familie profilieren können: Zeitungsverträgen, Nachbarschaftshilfe, Einkaufen, Kochen. Über Geschichten oder Tätigkeiten bleiben sie mit der Aussenwelt verbunden, und es drohen weniger innerfamiliäre Konflikte.

Allan Guggenbühl, Psychologe und Pädagoge, leitet das Institut für Konfliktmanagement und Mythodrama in Zürich und Bern und lehrt an der Pädagogischen Hochschule des Kantons Zürich.



Enorme Heterogenität an der Heilpädagogischen Sonderschule

Condorcet Bildungsblog 31.3.2020, Riccardo Bonfranchi

Condorcet-Autor Riccardo Bonfranchi erklärt, warum in Heilpädagogischen Sonderschulen immer mehr Schwerbehinderte, aber weniger Kinder mit Down-Syndrom betreut werden. Bauchschmerzen bereitet ihm insbesondere die zunehmende Durchmischung der Klassen mit schwer Geistig- und Mehrfachbehinderten, Lernbehinderten und Verhaltensauffälligen, einer Bandbreite, der niemand gerecht werden kann.

In vielen heilpädagogischen Sonderschulen des Kantons Zürich bietet sich heute folgendes Bild: Neben geistig behinderten Kindern, die schon immer diesen Schultyp besucht haben, finden sich häufig auch schwer geistig- und mehrfachbehinderte Kinder. Dies ist grundsätzlich auch gut so; denn auch sie haben ein Recht auf Bildung und Förderung.

Verschiebungen durch pränatale Frühdiagnostik und medizinische Entwicklungen

Tatsache ist aber auch, dass diese Gruppe in den letzten Jahrzehnten zugenommen hat. Es hat damit zu tun, dass heute weit häufiger schwerbehinderte Kinder überleben können, die früher gestorben wären. Auch die Zunahme der Überlebenschancen von Frühstgebungen hat deutlich zugenommen, nicht wenige davon mit einer schweren Behinderung. Gleichzeitig ist eine deutliche Abnahme von Kindern mit Down-Syndrom feststellbar, dies aufgrund der pränatalen Diagnostik, die heute in der überwiegenden Zahl der positiv diagnostizierten Fälle zu einer Abtreibung führt. Viele geistig behinderte Kinder, insbesondere solche mit Down-Syndrom, werden zunächst in die Regelschule integriert. Wenn sie etwas älter geworden sind, folgt häufig die Einschulung in eine heilpädagogische (Oberstufen-)Klasse.

Vermeehrt Lernbehinderte und Verhaltensauffällige an Sonderschulen

Die Bandbreite an unterschiedlichen Schülern und Schülerinnen in der heilpädagogischen Sonderschule hat sich in den letzten Jahren aber vor allem auch deshalb dramatisch vergrössert, weil auch sogenannte lernbehindert-verhaltensauffällige Schüler häufiger in diesen Schulen aufgenommen werden, die eigentlich für geistig behinderte Kinder und Jugendliche eingerichtet worden sind.

Extreme Heterogenität in der Durchmischung

Eine Klasse an einer heilpädagogischen Schule im Kanton Zürich sieht heute also beispielsweise wie folgt aus. Gehen wir von einer Klasse mit acht Schülerinnen und Schülern aus: Zwei der acht Schüler sind schwer geistig und mehrfachbehindert, sie verfügen über keine Lautsprache und bewegen sich auf dem entwicklungspsychologischen Niveau eines Kleinkindes unter zwei Jahren. Zwei weitere Schülerinnen sind schwer geistig, aber nicht mehrfachbehindert. Ihr Entwicklungsniveau entspricht etwa der Kindergartenstufe. Zwei weitere Schüler sind nur leicht geistig behindert und wären früher vielleicht in eine Kleinklasse eingeschult worden. Die letzten zwei der acht Schüler sind nicht geistig behindert, aber verhaltensauffällig. Sie bewegen sich selbständig in der Gemeinde, benutzen öffentliche Verkehrsmittel, fahren vielleicht Mofa, hatten aber eventuell auch schon diverse Kontakte mit der Polizei wegen Vandalismus und Sachbeschädigung oder Ähnlichem. Diese acht Schüler besuchen nun also in unserem Beispiel die gleiche Klasse an einer heilpädagogischen Schule.

Es gibt wohl keinen anderen Schultyp in unserer Schullandschaft, der so heterogen zusammengesetzt ist wie eine Klasse an einer heilpädagogischen Sonderschule.



Wie aber sieht der Unterricht aus?

Wie aber sieht der Unterricht in einer solcherart durchmischten Klasse aus? Über welche Qualifikationen muss die verantwortliche Lehrkraft verfügen, um all den verschiedenen Bedürfnissen gerecht werden zu können? Ist dies überhaupt zu leisten? Und: Ist den verantwortlichen Stellen bei der Bildungsdirektion und in der Politik bekannt, dass hier solch massive Unterschiede in den Bildungsniveaus vorhanden sind, die ein befriedigendes Fordern und Fördern kaum noch möglich machen? Es gibt wohl keinen anderen Schultyp in unserer Schullandschaft, der so heterogen zusammengesetzt ist wie eine Klasse an einer heilpädagogischen Sonderschule.

Nimmt man diese Schüler noch für voll?

Geschieht hier nicht eine Bagatellisierung bzw. Trivialisierung von Behinderung? So werden sowohl die schwer geistig- und mehrfach behinderten Schüler wie auch die lernbehindert-verhaltensauffälligen nicht für voll genommen. Wie soll man als Heilpädagoge dieser Bandbreite gerecht werden können?

Sinnvoll wäre es, die sogenannten Kleinklassen wieder einzuführen, wie dies in den Kantonen Aargau und Graubünden erwogen und teilweise umgesetzt worden ist. Zwar gelten Klassen an heilpädagogischen Schulen auch als Kleinklassen, doch ist die derzeitige Heterogenität der Entwicklungs- und Bildungsniveaus didaktisch und bildungspolitisch so nicht akzeptabel und bedarf einer neuen Lösung.

Riccardo Bonfranchi ist als selbständiger Fachberater und Supervisor im heilpädagogischen Bereich tätig.

Für Kinder mit Lernschwierigkeiten verschärfen sich die Nachteile: Helfen digitale Kleinklassen?

Aargauer Zeitung 28.3.2020, von Kari Kälin - CH Media

Das Coronavirus krepelt den Schulalltag um. Das Aus für den Präsenzunterricht stellt für Kinder mit heilpädagogischer Unterstützung eine besondere Herausforderung dar. Ein Zürcher Kantonsrat bringt nun eine neue Idee ins Spiel: digitale Kleinklassen.

Die Kinder haben Mühe beim Lesen und/oder Rechnen, können sich kaum konzentrieren, und sind vielleicht auffällig im sozial-emotionalen Bereich: Gut 22'000 Kinder erhalten eine sogenannte «verstärkte sonderpädagogische Massnahme», sind aber ganz normal in eine Regelklasse integriert. Das bedeutet zum Beispiel: Während einigen Lektionen helfen ihnen Heilpädagogen direkt im Klassenzimmer.

Rund 17'000 Kinder besuchen sodann eine Sonderschule. Die Bandbreite ist gross: Sie reicht vom mehrfach körperlich und geistig behinderten Kind bis zum kognitiv normal entwickelten Schüler, der aber wegen seiner Verhaltensauffälligkeit in einer Regelklasse eine Zumutung wäre. Ausländerkinder sind in den Sonderschulen übervertreten. Generell zeigen Studien, dass in erster Linie Kinder aus unterprivilegierten Schichten heilpädagogische Unterstützung erhalten.

Die Schere könnte sich öffnen

Das Coronavirus stellt auch den Schulalltag auf den Kopf. Mindestens bis zum 19. April findet in hiesigen Klassenzimmern kein Unterricht statt. Das Lernen aus der Distanz stellt trotz Digitalisierung eine Herausforderung dar – für Schüler, Lehrer und Eltern. Für Kinder,



die auf eine heilpädagogische Begleitung angewiesen sind, «verschärfen sich die Nachteile», sagt Riccardo Bonfranchi. Der Buchautor und ehemalige Dozent für Psychologie und Heilpädagogik befürchtet, dass sich die Schere zwischen den guten und schwachen Schülern weiter öffnet.

Bonfranchi weiss, wovon er spricht. Er unterrichtete früher Kinder in einer Kleinklasse, «Papierphobiker», wie er sagt.

Die Beziehung zur Lehrperson und deren physische Anwesenheit ist zentral für den Lernerfolg. Manche Schüler erfüllen eine Aufgabe bloss dem Lehrer zuliebe.

Bonfranchi ortet im Fernunterricht für Kinder mit Lernschwierigkeiten besondere Stolpersteine. «Häufig stammen sie aus der Unterschicht und erhalten deshalb kaum Unterstützung von den Eltern», sagt er. Um den Schulstoff digital zu bewältigen, müsse man aber flüssig lesen und schreiben können. Es brauche deshalb einfach formulierte Arbeitsblätter. Auch das Einrichten der Computereinstellungen könne sich als Hürde erweisen. «Ein Kind mit Lernschwierigkeiten ertrinkt in den schriftlichen Anweisungen.» Da könnten auch Telefonanrufe und Videokonferenzen nicht genügend Abhilfe schaffen. Bonfranchi würde es begrüßen, wenn die Kinder mit heilpädagogischer Unterstützung für einige Stunden pro Woche eine Lehrperson treffen könnten, sei es in der Schule oder beim Schüler daheim – selbstverständlich unter Einhaltung der Hygiene- und der Abstandsregeln.

Derweil zerbrechen sich auch Heilpädagogen den Kopf, wie sie dafür sorgen können, dass der Zappelphilipp seine Aufgaben innert nützlicher Frist erledigt. Manche warten, wie Recherchen zeigen, noch immer auf konkrete Anweisungen – und helfen sich selber, indem sie etwa via der Kommunikationsplattform «Teams» Kontakt zu ihren Klienten herstellen oder über das gute alte Telefon.

Nur eine Ansprechperson

Yasmine Bourgeois unterrichtet in der Stadt Zürich Schüler von der 4. bis 6. Primarklasse. «Die Integration von Kindern mit heilpädagogischer Unterstützung ist schon im normalen Schulbetrieb anspruchsvoll», sagt sie. Der Fernunterricht erschwere dies zusätzlich. Bei Bourgeois haben sich Eltern aus dem Bekanntenkreis gemeldet, die mit der Betreuung ihrer Kinder überfordert sind. Das überrascht nicht. Schliesslich sind die wenigsten Mütter und Väter, die jetzt als Hilfslehrer wirken, geschulte Heilpädagogen.

Bloss: Wie kann man in Zeiten einer Pandemie Kindern mit verstärkten sonderpädagogischen Massnahmen gerecht werden? Yasmine Bourgeois Ehemann Marc Bourgeois, FDP-Kantonsrat und Mitglied der Bildungskommission, hat Vorschläge erarbeitet. Die Koordination zwischen den Bezugspersonen der Schüler sei jetzt erschwert, sagt er – und die Arbeitslast der Kinder sei auf Distanz schwierig abschätzbar. Fernunterricht bedinge auch andere Organisationsformen. «Die Kinder sollen deshalb vorerst nur eine Ansprechperson haben», sagt Bourgeois. Bei erheblich benachteiligten Kindern könnten dies statt der Klassenlehrer etwa die Heilpädagogen sein. Diese könnten sich dann intensiv um diese Kinder kümmern. «Mit solch digitalen Kleinklassen verringern sich die Schnittstellen», sagt Bourgeois. Er schlägt zudem vor, auf Kernfächer wie Mathematik und Deutsch zu fokussieren. Bourgeois hat seine Vorschläge der Zürcher Bildungsdirektorin Silvia Steiner unterbreitet.

Das Zürcher Volksschulamt äussert sich nur indirekt zu Bourgeois Vorschlägen. «Die Lehrpersonen und die schulischen Heilpädagogen wissen am besten, welche Betreuungsform für welches Kind am sinnvollsten ist», sagt Amtschefin Marion Völger. Unterstützung der Idee mit den digitalen Kleinklassen erhält Bourgeois dafür von wissenschaftlicher Seite.



Wenn dadurch die Kommunikation und die Beziehung zu den Schülern gestärkt werden kann, ist das eine gute Sache, sagte Urs Moser, Professor für Bildungsevaluation an der Universität Zürich, am Samstag in einem Interview mit der NZZ. Dies gelte vor allem für Kinder, die von zu Hause wenig Unterstützung erhielten.

Der Berufsverband gibt sich optimistisch

Zuversicht in pädagogischen Sonderzeiten verströmt auch Katharina Beglinger, Co-Präsidentin des Berufsverbandes Heil- und Sonderpädagogik. Die Herausforderung, die Kinder mit besonderem Bildungsbedarf im Fernunterricht zu unterstützen, sei gross. Sie ist aber überzeugt, dass die Heilpädagogen auch alles geben, um die Kinder zu unterstützen. Wichtig sei es, die Eltern einzubinden und bei Bedarf dafür zu sorgen, dass die technischen Voraussetzungen für den Fernunterricht gegeben seien. Beglinger rät, kreative Tätigkeiten wie Singen und Musik zu pflegen – und die Schulstoffe so aufzubereiten, dass die Kinder eine Verbindung zu ihrer Lebenswelt herstellen können.

Braucht es den Nachteilsausgleich für Legastheniker?

Condorcet Bildungsblog, 29. März 2020, Felix Schmutz

Condorcet-Autor Felix Schmutz spricht in diesem Artikel ein heisses Eisen an. Der Nachteilsausgleich wird heute von immer mehr Eltern für ihre Kinder beansprucht. Doch bringt er wirklich das, was er verspricht? Felix Schmutz hat da seine Zweifel.

Hilfsmassnahme für Benachteiligte

Vor etwa einem Jahrzehnt hielt der so genannte Nachteilsausgleich Einzug in die Volksschulen. Auf Kinder mit Lese-Rechtschreib-Schwäche (LRS) sollte besser Rücksicht genommen werden. Lehrpersonen waren gehalten, ihnen in Prüfungen Erleichterungen und alternative Testverfahren anzubieten, damit ihre Chancen trotz des Handicaps gewahrt blieben.

Nur Inhalt wird beurteilt – keine Rechtschreibung

So erhalten sie seither zum Beispiel mehr Zeit zum Lösen der Aufgaben oder sie dürfen Textbeiträge mit dem Computer schreiben anstatt von Hand und erst noch ein Rechtschreibprogramm zur Fehlerkorrektur nutzen. In Aufsätzen wird nur der Inhalt beurteilt, nicht aber die Rechtschreibung; Vorlesen dürfen sie in einem Nebenraum anstatt vor der ganzen Klasse, usw.

Qualvolle Misserfolgserlebnisse

Dass schulisches Lernen für Kinder mit LRS eine grosse Herausforderung ist, wird heute niemand mehr bestreiten. Wenn grundlegende Kulturtechniken wie Lesen, Schreiben, Rechnen unüberwindliche Schwierigkeiten bieten, ist das ganze schulische und berufliche Lernen geprägt durch qualvolle Misserfolgserlebnisse. Lebenschancen verstreichen ungenutzt, manchmal resultiert aus der LRS ein funktioneller Analphabetismus im Erwachsenenalter.

Dennoch darf die Frage gestellt werden: Hilft diesen Kindern und Jugendlichen der Nachteilsausgleich (NA) in der Schule und später vielleicht sogar in der Lehre? Ist der NA tatsächlich ein taugliches Mittel zur Verbesserung der Chancengleichheit bei LRS-Betroffenen?



Die WHO schaltet sich ein

Die Einführung des NA hängt eng damit zusammen, dass die Weltgesundheitsorganisation die Lese-Rechtschreib-Schwäche in ihren ICD-Katalog der Krankheiten und Störungen aufgenommen hat. Allerdings wird LRS nicht als Krankheit aufgeführt, sie erscheint im Abschnitt «Psychische und Verhaltensstörungen», und zwar im Unterkapitel «Umschriebene Entwicklungsstörungen schulischer Fertigkeiten»⁴.

Die alleinige Tatsache, dass diese Entwicklungsstörung im ICD-Katalog erscheint, hat sie in den Augen der auf Integration und Chancengleichheit eingeschworenen Bildungsfachleute zur «Krankheit» oder zur «Behinderung» aufgewertet. Das ist jedoch eine Umdeutung, es ist die etwas fragwürdige Pathologisierung eines Phänomens, das bis anhin verharmlosend mit dem Etikett «Übungsdefizite» versehen worden war.⁵

Die ICD-Klassifizierung unterscheidet die LRS-Störungen deutlich von tatsächlichen Behinderungen und Krankheiten wie Schwerhörigkeit, Mutismus, Aphasie, ADHS, usw. Sie charakterisiert LRS als behandelbare Entwicklungsstörung oder Entwicklungsverzögerung, bei der die auditiven und visuellen Sprachsignale im Gehirn nicht erwartungsgemäss verarbeitet werden. Sie unterscheidet LRS auch von Verarbeitungsproblemen infolge kognitiver Minderleistungsfähigkeit. Kognitive Einschränkungen können zu ähnlichen Symptomen führen wie LRS. Um LRS zu diagnostizieren, braucht man eine aufwändige Testbatterie, die es erlaubt, LRS von Gebrechen oder Intelligenzschwäche abzugrenzen und die Art der Verarbeitungsstörungen genau zu definieren. Eine solche Diagnostik ist wohl nur unter klinischen Bedingungen möglich.

Die Frage der Gerechtigkeit

Wenn bei einem Kind eine LRS von der Schulpsychologie bescheinigt wird, muss die Schule den Nachteilsausgleich gewähren. In der Praxis ist das jedoch nicht so einfach, wie sich das in den oben genannten Beispielen anhört. Wenn plötzlich formale Aspekte wie sprachliche Korrektheit, Textverständnis, Zeitdruck, Wortschatzkenntnisse, handschriftliches Formulieren durch alternative Verfahren erleichtert werden, entsteht eine Ungerechtigkeit den Kindern gegenüber, die diese Angebote nicht erhalten. Die genannten Leistungen beruhen für alle Kinder, auch für diejenigen ohne LRS, auf Fähigkeiten und Fertigkeiten, die ihnen nicht angeboren sind, sondern die sie durch Übung und etwelche Mühe erwerben müssen.

Zuordnungskompetenz und Zugriffskompetenz sind nicht das Gleiche

Wer einem Lernenden, der sich wegen LRS Französischwörter nicht einprägen kann, erlaubt, die Wörter in einer Multiple Choice Aufgabe anzukreuzen, anstatt sie auswendig erinnern und einem Bild mündlich oder schriftlich ohne Vorlage zuordnen zu müssen, stellt diesem nicht mehr dieselbe Aufgabe wie dem Kind ohne LRS. Man erleichtert ihm die Aufgabe nicht nur, sondern prüft eine andere Kompetenz. Zuordnungskompetenz und Zugriffskompetenz sind nicht dasselbe. Die Aufgaben sind somit nicht gleichwertig, verlangen nicht eine gleichwertige Leistung. Die Frage der Gerechtigkeit stellt sich auch deshalb, weil Kindern mit unterdurchschnittlichen kognitiven Fähigkeiten ein Nachteilsausgleich nicht zu Teil werden darf.

Nutzen des Nachteilsausgleichs

Ein weiteres Problem: Das berufliche und private Leben oder auch der Sport kennen keinen solchen Nachteilsausgleich. Wenn die erwarteten Kompetenzen zwingend vorhanden sein müssen, um einen Beruf oder einen Sport ausüben zu können, muss eine

⁴ <https://www.dimdi.de/static/de/klassifikationen/icd/icd-10-gm/kode-suche/htmlgm2019/block-f80-f89.htm>

⁵ Bis in die 90er Jahre des 20. Jahrhunderts bezeichnete der Schulpsychologe Dr. F. Schniepper lediglich multiple Verarbeitungsstörungen als Legasthenie.



Schwäche überwunden werden. Lernenden solche Kompetenzen zu erlassen, um sie durch eine Prüfung zu bringen, nützt ihnen demzufolge nichts. Denn sie werden an den nicht vorhandenen Kompetenzen in jedem Fall scheitern.

Gedacht ist der Nachteilsausgleich als Kompensation einer Chancenungleichheit. In der Praxis sendet er jedoch unerwünschte Signale aus: Ein Kind bekommt gleichsam amtlich bestätigt, dass es etwas nicht kann und deshalb *auch nicht können muss*. Das wirkt sich oft so aus, dass Kinder und Jugendliche mit einem verbrieften Recht auf Nachteilsausgleich gar keine Anstrengungen mehr unternehmen, an ihren Schwächen zu arbeiten. Während andere sich mit Üben und Lernen herumplagen, ruhen sich gewisse LRS-Kinder aus, verzichten bald einmal aufs Erledigen von Hausaufgaben, aufs Üben oder aufs Wörtlerlernen. Es braucht dann sehr viel Überredungskunst, um sie doch noch zur Anstrengung zu motivieren.

Schlimmer noch: Die Hoffnung, Kindern mit Erleichterungen Diskriminierung zu ersparen, kann sozial genau das Gegenteil bewirken. Sie werden in eine Opferrolle gedrängt, von wohlmeinenden Eltern darin noch bestärkt, wenn diese intervenieren, weil sie das Gefühl haben, die Schule nähme nicht genügend Rücksicht. Das weckt mit der Zeit den Neid der andern in der Klasse, denen die Anstrengung nicht erspart bleibt. Häme, Ausgrenzung können leicht die Folge sein. Es gibt auch Eltern, die den Arzt oder Psychologen so lange bestürmen, bis ihr Sprössling einen NA zugesprochen bekommt, obwohl objektive klinische Kriterien dies nicht wirklich nahelegen würden.

Scheinlösung und Ausweg

Der Nachteilsausgleich ist vor allem eine Scheinlösung, weil sich die Schule, bzw. die Bildungsbehörden, dadurch die Kosten für eine genaue Diagnostik und eine effiziente Therapie sparen können. Wie der Neurologe Burkart Fischer aus Freiburg i.Br. ausführt, können die Schwächen mit einer gezielten Diagnostik genau dingfest gemacht und anschliessend gezielt individuell therapiert werden. Die Therapien, die er zum Blicktraining, zur Blicksteuerung, zur auditiven Wahrnehmung entwickelt hat, ermöglichen Kindern, die Schwächen, die sie an der Verarbeitung der Sprache hindern, signifikant zu verbessern, so dass sie mit nur noch geringen Abstrichen die schulischen Leistungen erbringen können, zu denen sie ohne LRS fähig wären.⁶

Nachteilsausgleich als Sparübung

Der NA ist eine Sparübung auf dem Buckel der LRS-Betroffenen. Vor der Einführung des NA gewährten ihnen die Behörden ein eng umgrenztes, einheitliches Kontingent an logopädischer Hilfe, ohne Rücksicht darauf, wie intensiv und wie lange ein Kind therapiert werden musste. Wenn das Kontingent in der Sekundarstufe I aufgebraucht war, hiess es: «Débrouillez-vous.»

Mit dem NA ziehen sich die Behörden bequem aus der Affäre. Der Schwarze Peter wird einfach an die Schule weitergereicht. Ein Beitrag zur Chancengerechtigkeit ist dies jedoch nicht. Im Gegenteil: Die Hoffnung, Kindern mit Erleichterungen Diskriminierung zu ersparen, kann sozial genau das Gegenteil bewirken.

Eine erfolgsversprechende Therapie müsste gleich bei der Einschulung beginnen und, wenn nötig, kontinuierlich weitergeführt werden, insbesondere, wenn mehrere Verarbeitungsschwächen zusammentreffen. Da die Kinder mit LRS per definitionem intelligent genug sind, können sie lernen, Strategien anzuwenden, mit denen sie ihre Schwierigkeiten einigermaßen in den Griff bekommen können. Das Training müsste im Übrigen stets von speziell ausgebildeten Logopädinnen durchgeführt und den jeweiligen schulischen Anfor-

⁶ Burkart Fischer, *Hören – Sehen – Blicken – Zählen. Teilleistungen und ihre Störungen*, Bern 2007.



derungen angepasst werden. Es wäre ein ehrlicherer Beitrag zur Verhinderung des funktionalen Analphabetismus als die Scheinlösung mit dem Nachteilsausgleich.

Bildendes Lernen braucht Schule und Unterricht – Warum digitales Lernen auch in Krisenzeiten nur ein Notstopfen bleibt

Condorcet Bildungsblog 5.4.2020, Gastbeitrag von Jochen Krautz

Professor Dr. Jochen Krautz, Mitorganisator der bekannten Times of Change-Tagungen in Wuppertal, Mitglied der GBW und fundierter Kenner der Umgestaltungsbemühungen des deutschen Bildungswesens, weiss natürlich sehr genau, wie die gegenwärtige Krise im Sinne der Bildungsreformer genutzt werden soll und hält dagegen.

Krisenzeiten sind Zeiten, in denen interessierte Kreise gerne versuchen, aus der Not Profit zu schlagen. Dieser Profit kann materieller oder ideologischer Natur sein. Im Falle der Corona-Krise gerieren sich die bekannten Befürworter der «Digitalisierung von Bildung» als solche ideologischen und materiellen Krisengewinnler. Nun scheint endlich bewiesen, wie dringlich die Umstellung von Schule und Hochschule auf digital gestütztes Lehren und Lernen sei. Und seitens der Politik entblödet man sich nicht, dies auch noch zu forcieren.

Corona-Krise als Change-Instrument für Digitalisierung

So äußerte die Bundesministerin für Bildung und Forschung, Anja Karliczek, die selbst keine eigene Fachexpertise in beiden Bereichen nachweisen kann, auf die Frage, ob sich nun räche, «dass wir die Digitalisierung an den Schulen verschlafen haben?»: «Die Corona-Krise bietet Deutschland in Sachen digitaler Bildung eine große Chance: Wir können einen echten *Mentalitätswandel* schaffen. Wir sehen, wie nützlich digitale Lernangebote sein können. Alle sind jetzt bereit, es *einfach mal auszuprobieren*. Ich sehe eine neue *Aufbruchsstimmung*. (...)

Euphorie erzeugen

Aber auch nach der Krise muss die Digitalisierung der Schulen energischer vorangetrieben werden.»⁷ Damit macht sie deutlich, worum es geht: Die Krise soll als Instrument genutzt werden, um Mentalität, also Einstellungen, Werte und Überzeugungen aufzuweichen und für den «Wandel» zu öffnen. Dazu soll Euphorie erzeugt werden, die dann auch nach der Krise aufrechtzuerhalten und zu perpetuieren sei.

Damit referiert Karliczek lupenrein den Dreischritt des Change-Managements: Um Menschen manipulativ in ihren Überzeugungen zu verändern, erzeugt oder nutzt man eine Schocksituation, der eine Verunsicherung in den eigenen Überzeugungen bewirkt (*unfreezing*). Darauf forcieren Change-Agenten die Euphorie für das Neue, betonen dessen Alternativlosigkeit und geißeln alle Kritiker als rückständige Bedenkenräger (*moving*). Und schließlich soll der «Wandel» verstetigt werden, so dass es keinen Weg dahinter zurück zu geben scheint (*refreezing*).⁸ Die darin liegende antidemokratische

⁷ <https://www.rnd.de/politik/foschung-gegen-corona-impfstoff-corona-test-internationale-zusammenarbeit-bundesbildungsministerin-karliczek-im-interview-WHIQHJCJOGNHZBDCSHE7JLFDBYE.html> (Hervorh. J.K.).

⁸ Vgl. Krautz/Burchardt (2018), <https://bildung-wissen.eu/fachbeitraege/bildungspolitik/time-for-change-2.html>; Burchardt/Krautz (2019), <https://bildung-wissen.eu/fachbeitraege/time-for-change-band-2.html>.



Anmaßung wird der Ministerin kaum bewusst sein, da sie doch eher Diskurse reproduziert, von denen sie selbst beständig bombardiert wird. So etwa auch von «Mr. PISA» Andreas Schleicher, der mit maoistisch-kulturrevolutionärer Rhetorik glänzt: «Das Land kann beim digitalen Lernen jetzt einen Riesensprung nach vorn machen.»⁹

Was das Arbeitsblatt nicht kann und die Eltern überfordert

Doch selbst Herr Schleicher gesteht gleich darauf ein: «Schule im Homeoffice (ist) dauerhaft keine gute Idee. Lernen ist ein Prozess, der viel mit der Beziehung von Lehrern und Schülern zu tun hat. Und für diese Beziehung braucht es echten Kontakt.»

Aber auch das ist nicht einmal die halbe Wahrheit. Warum also braucht Lernen – und wir präzisieren – *bildendes* Lernen Schule und Unterricht in Realpräsenz? Warum sind Eltern damit auf Dauer grundsätzlich überfordert?¹⁰ Und warum können dies auch Lehrerinnen und Lehrer beim besten Willen nicht über digitale Kommunikation leisten und Lernprogramme entsprechender Konzerne erst recht nicht?

Nur schrittige Anweisungen

Das liegt in der Natur des Arbeitsblattes, das per Mail als pdf ins Haus kommt, der im Chat kommunizierten Aufgabe, der im Download von Verlagen (generös kostenlos) verfügbaren Selbstlernmaterialien und auch avancierter interaktiver Lernprogramme. Sie alle können wie deren Vorläufer im «programmierten Lernen» der 1970er Jahre nur schrittige Anweisungen geben, die aber keinen interpersonalen Dialog und keine empathische Resonanz ermöglichen. Die Techniken können so tun als ob und ein «Feedback» vorsehen, das aber nicht auf die Verstehensvorgänge des einzelnen Schülers Bezug nehmen kann. Arbeitsmaterialien solcher Art sind also zunächst materialisierter Frontalunterricht der schlechten Art, wie man ihn dem Klassenunterricht der Schule gerne und zu Unrecht unterstellt: Hier wird doziert, auswendig gelernt, ggf. geübt und abgefragt. «Lernen» heißt hier Informationsentnahme, -verarbeitung und ggf. –anwendung.

Mit nun auftretenden tatsächlichen Verstehensproblemen wenden sich die Kinder an ihre Eltern. Diese sind jedoch mit der Unterstützung schnell überfordert, weil ihnen die fachliche, didaktische und pädagogische Expertise fehlt, auf die Verstehensprobleme ihrer Kinder sachadäquat und altersgerecht einzugehen. Denn dazu müsste man das fachliche Problem nicht nur selbst beherrschen, sondern in seiner Problemstruktur verstanden haben, um es didaktisch auf die notwendigen fachlichen Voraussetzungen und Problemlagen analysieren zu können; man müsste Wege des fachlichen Verständnisses und auch Missverstehens kennen, deren mögliche Gründe einschätzen können und beim Kind mit Blick auf bisher Gearbeitetes und durch Gespräche eruieren, welchen fachlichen Grund eine Schwierigkeit hat. Zugleich müsste man die individuelle Lernhaltung des Kindes, den persönlichen Hintergrund und seine Lerngeschichte in diesem und anderen Fächern einschätzen, um dann sowohl fachlich wie didaktisch und pädagogisch angemessenen reagieren zu können.

Das sollen Eltern nicht können müssen

All das können Eltern gewöhnlich nicht – und sie müssen es auch nicht können. Dafür sind Lehrerinnen und Lehrer da, dafür gibt es Schule und Unterricht. Dafür absolvieren Lehrkräfte ein langes Fachstudium, dafür erwerben sie pädagogische Expertise, dazu sammeln sie reflektierte Erfahrung in diesen Situationen, und deshalb können sie nach Jahren solche Prozesse im laufenden Unterrichtsgeschehen einer ganzen Klasse in Sekunden

⁹ <https://www.rnd.de/politik/pisa-chef-angst-vor-verlorenem-jahr-fur-die-bildung-ist-berechtigt-F7ZBKIEXRBN3C5PKVT5H6YEOA.html>.

¹⁰ Vgl. Luig (2020), <https://bildung-wissen.eu/fachbeitraege/homeschooling-bildung-und-erziehung-im-leerlauf.html>.



erfassen, abwägen, entscheiden und umsetzen. Eben das macht Unterrichten so anspruchsvoll und mitunter anstrengend – noch vor allen sonstigen Herausforderungen. Und zugleich ist das für die allermeisten Lehrerinnen und Lehrer der eigentliche Grund ihres pädagogischen Engagements.

Legen wir nochmals den ambitionierten Wochenplan mit Arbeitsblättern, Lösungs- und Reflexionsbögen sowie Lerntagebuch und Leistungsportfolio daneben: Kinder sollen all das nun alleine leisten? Arbeitsblätter sollen dialogisch auf ihr Verstehen und Nichtverstehen eingehen? Feedbackbögen sollen ermutigen, ermahnen, Verständnis zeigen, mit Klarheit oder Humor zurück zur Sache leiten? Videochats sollen das gemeinsame und dialogische Hören, Sehen, Vorstellen, Überlegen, Nachdenken, Ideenfinden und – verwerfen in einer realen Klassengemeinschaft ersetzen? Das wird auch keine K.I. in Gestalt von Lehrrobotern jemals können.

Doch Eltern bemerken schmerzhaft, dass nun erstmalig die postulierte digitale Bildungsrevolution ihre Kinder und Familien frisst. Auch der «große Sprung nach vorn» des großen Vorsitzenden endete in der Zerschlagung von kultureller Tradition, in der Entwurzelung von Millionen Menschen und einem ökonomischen Desaster. Brauchen wir das erneut im Gewand des schicken iPads?

Unterricht muss Verstehen anleiten

Die Schule ist deshalb ein geeigneterer Ort für die formulierten Aufgaben, weil im guten Falle der Unterricht die Sache in sozialer Gemeinschaft erschließt.¹¹ Unterricht, der auf Bildung zielt, versucht mit didaktischen und pädagogischen Mitteln, die Schülerinnen und Schüler zum selbstständigen Verstehen einer Sache anzuleiten.¹² Selbstständiges Verstehen ist aber nicht gleichzusetzen mit der vermeintlich selbstständigen Erledigung von wie digital auch immer übermittelten Arbeitsaufträgen oder gegoogelten Informationen.

Damit ist die Sache noch nicht erschlossen, d.h. in ihren Gründen verstanden: Entscheidend ist nicht nur, dass eine mathematische Rechnung richtig ist, sondern warum sie das ist. Die Inhaltsangabe einer Fabel ist nur Voraussetzung, um ihren Gehalt zu interpretieren. Ein historisches Datum sagt noch nichts über dessen Bedeutung für uns heute. Ein biologisches Faktum zu benennen, heißt noch nicht seine Relevanz für Mensch, Tier, Welt und Wissenschaft verstanden zu haben. Und ein Kunstwerk zu beschreiben, sagt noch nichts über dessen historischen und gegenwärtigen Sinn.

Verstehen meint also Sinnverstehen. Sinn meint dabei den Sinn der Sache und den Sinn für uns, die Lernenden. Was geht uns das an? Was bedeutet uns das? Erst dann kann Lernen bildend wirken. Und erst dann löst Schule den in den Verfassungen als Bildungsauftrag verankerten Anspruch der Aufklärung ein, dass junge Menschen lernen sollen, sich ihres eigenen Verstandes zu bedienen, also Selbsterkenntnis und Urteilskraft erwerben, und dass sie Werte wie Mitmenschlichkeit, Achtung und Friedfertigkeit als Haltungen ausbilden und begründen können – mit einem Wort: dass sie mündig werden.

Reduktionistischer Lernbegriff

Daher operieren Digitalisierungsbefürworter immer mit einem ungeklärten und reduktionistischen Lernbegriff, denn «digitales Lernen» kann immer nur die Schrumpfform dieses Anspruchs sein. Es läuft letztlich darauf heraus, aufgrund von Reiz und Reaktion Informationen zu beschaffen, auszuwerten, zusammenzustellen, anzuwenden und/oder auswendig zu lernen. Das sind alles unverzichtbare und legitime Teilprozesse schulischen Lernens. Aber eben nur der notwendige Teil, um verantwortliche Selbstständigkeit im

¹¹ Vgl. Krautz (2016), https://www.kunst.uni-wuppertal.de/fileadmin/kunst/pdf/Krautz_-_Bildung_und_Erziehung_als_Grundlage_f%C3%BCr_das_Leben_Fromm_Forum_Web_.pdf.

¹² Vgl. Gruschka (2015), https://bildung-wissen.eu/wp-content/uploads/2015/06/gruschka_bildungsdgs_rat.pdf.



Denken und Urteilen, im Sagen und Handeln zu bilden. Dies aber ist per digitalen Medien nicht erreichbar. Auch wenn man diesen Reduktionismus nachsichtig dem Marketingeifer der Digitalbegeisterten zuschreiben mag, so ist er doch unpädagogisch, antiaufklärerisch und widerspricht dem Bildungsauftrag der Verfassungen.

Schule ist ein sozialer Raum

Die besondere Qualität solchen Verstehens ist dabei gebunden an das soziale Miteinander von leibhaftigen Personen. Es kann sich nur bilden, wenn sich Menschen wechselseitig wahrnehmen, wenn eine Klassengemeinschaft an einer Sache gemeinsam arbeitet, wenn Ideen entstehen, geäußert, diskutiert, begründet oder verworfen werden, wenn gezeigt, erklärt, mit Händen und Füßen vorgemacht und veranschaulicht wird, wenn zugleich gestritten und versöhnt wird, wenn Auseinandersetzungen geklärt, ein sozial konstruktiver Umgang angeleitet und die Klassengemeinschaft zu Kooperation, gegenseitiger Hilfe und Friedfertigkeit angeleitet wird. Kurz: Wenn im Vollsinn unterrichtet wird.¹³

Denn Unterricht bedeutet im Kern das Teilen und Mitteilen von Vorstellungen einer Sache.¹⁴ Lehrerinnen und Lehrer bemühen sich mit all den Mitteln, dass Schülerinnen und Schüler eine sachgemäße, aber doch immer auch individuell geprägte Vorstellung eines Sachverhalts bilden. Sie versuchen, diese Vorstellungsbildungen der Schüler zu verstehen, greifen sie auf, entwickeln sie weiter, leiten den Austausch der Schülerinnen und Schüler untereinander an und führen das gemeinsame Denken wieder zielführend zusammen, um gemeinsame Erkenntnisse zu formulieren. Insofern ist der Klassenraum ein Raum gemeinsam geteilter Vorstellung, in dem sich die Personen dialogisch miteinander und mit der Sache verbinden. Ja, in gewisser Weise entsteht ein Atommodell in Chemie, eine Raumvorstellung in Geografie, eine Formel in Mathematik oder eine Harmonie in Musik erst in und durch die gemeinsame Vorstellungsleistung. Darin wird Kultur konkret lebendig und von den Schülerinnen und Schülern je individuell reformuliert. Unterricht ist also – bei allem, was man aus soziologischer Sicht ansonsten über die Gründe und Probleme von Schule anführen mag – der spezielle Ort, an dem Menschen ihr kulturelles Leben weitergeben und neu befruchten. Diese spezifische Qualität des Klassenunterrichts kann ein isoliert zu bearbeitender Wochenplan und das digital vereinzelt Arbeiten prinzipiell niemals einholen. Dies spricht nicht gegen sachlich begründetes zeitweises Arbeiten in individuellen Lernformen oder mit digitalen Arbeitsmitteln – aber für deren sekundäre Bedeutung und v.a. gegen deren Verabsolutierung.

In dieser Hinsicht ist so verstandener Unterricht in sozialer Bezogenheit zudem immer auch ein Ort sozialen Ausgleichs, denn er spricht alle jungen Menschen gleichermaßen als lernfähige und bildsame Personen an. Daher ist aus pädagogisch-anthropologischer, lerntheoretischer und inzwischen auch empirischer Sicht klar, dass die Isolierung von Schülerinnen und Schülern in atomisierten Lernsettings die soziale Spaltung forciert. Darauf hat Hermann Giesecke schon früh hingewiesen:

«Nahezu alles, was die moderne Schulpädagogik für fortschrittlich hält, benachteiligt die Kinder aus bildungsfernem Milieu. Sozial selektiert wird bereits mit dem ersten Schultag. ‚Offener Unterricht‘, überhaupt die Demontage des klassischen, lehrerbezogenen Unterrichts, die Wende vom Lehren zum Lernen und damit die übertriebene Subjektorientierung, die Verunklarung der Leistungsansprüche, Großzügigkeit bei der Beurteilung von Rechtschreibschwächen (...) hindern die Kinder mit von Hause aus geringem kulturellen Kapital daran, ihre Mängel auszugleichen, während sie den anderen kaum schaden. (...)

¹³ Dass im realen Unterricht auch nicht immer in diesem Vollsinn unterrichtet wird, ist dabei eine Binsenweisheit, die wiederum nicht für digitale Medien, sondern für bessern Unterricht spricht.

¹⁴ Vgl. Sowa, Hubert (2015): Gemeinsam vorstellen lernen. Theorie und Didaktik der kooperativen Vorstellungsbildung. Schriftenreihe [IMAGO. Kunst.Pädagogik.Didaktik](#), Bd. 2. München.



Das einzige Kapital, das diese Kinder (Kinder aus bildungsbenachteiligten Familien) von sich aus – ohne Hilfe ihres Milieus – vermehren können, sind ihr Wissen und ihre Manieren; dafür brauchen sie eine Schule, in der der Lehrer nicht nur ‚Moderator‘ für ‚selbstbestimmte Lernprozesse‘ ist, sondern die Führung übernimmt und die entsprechenden Orientierungen vorgibt. Gerade das sozial benachteiligte Kind bedarf, um sich aus diesem Status zu befreien, eines geradezu altmodischen, direkt angeleiteten, aber auch geduldigen und ermutigenden Unterrichts.»¹⁵

Rückkehr zu Schule und Unterricht

Es ist eine bittere Nebenwirkung des derzeit notfallmäßigen Home-Schoolings, dass dieser Effekt sozialer Spaltung jetzt noch verstärkt werden wird. Daran sind überforderte Eltern in keiner Weise schuld. Umso wichtiger ist aber nach der Rückkehr in den schulischen Normalbetrieb, dass Eltern und Lehrkräfte als Lehre aus der Krise gemeinsam fordern,

- dass nicht mehr, sondern weniger digitalisiert wird,
- dass Lehrerinnen und Lehrer, Schulleitungen und Kollegien ihre Unterrichtsformen überdenken,
- dass Universitäten und die zweite Lehrausbildungsphase Nachwuchslehrkräften wieder in die vollständige Kunst zu unterrichten theoretisch und praktisch einführen,
- dass Ministerien den Schulen entsprechende Hinweise geben
- und die Politik jene Digitaladventisten in die Schranken weist, die Corona für ihr Ostern und Pfingsten hielten

Wenn dann nach der Bewältigung der Krise noch Geld verfügbar ist, das man in den Schulen nicht für dringende Dinge braucht wie etwa Lehrpersonal, Unterstützungsangebote für durch Home-Schooling benachteiligte Schüler, für Bücher, Sporthallen, Kunstwerkstätten, Musikinstrumente, Schulgebäude, funktionierende WCs und dichte Dächer – dann kann man Schule digitaltechnisch auf Grundlage von Open-Source-Lösungen und abgekoppelt vom Internet¹⁶ sowie mit Stellen für Systemadministratoren ausstatten und es den Pädagoginnen und Pädagogen überlassen, wie damit pädagogisch, fachlich und didaktisch sinnvoll umzugehen ist. Denn es geht nicht um die Interessen der Hard- und Softwareindustrie, sondern es geht diesmal tatsächlich um die Zukunft unserer Kinder und Jugendlichen.

*Prof. Dr. Jochen Krautz Bergische Universität Wuppertal Fakultät für Design und Kunst
Gaußstr. 20
42119 Wuppertal krautz@uni-wuppertal.de www.kunst.uni-wuppertal.de www.bildung-wissen.eu*

¹⁵ Giesecke (2003), <http://hermann-giesecke.de/ns.htm>.

¹⁶ Vgl. Lankau (2020), <https://bildung-wissen.eu/fachbeitraege/digital-first-und-mobil-only.html>.